

Von Liebe wegen

Bruder Klaus schreibt an den Rat von Bern

Ein zweiteiliges Angebot der Stiftung Bruder Klaus Darstellung für das Jubiläum 500 Jahre Basel in der Eidgenossenschaft

1. Inhaltliches

"Heimbringen die Treu, Mühe und Arbeit" (Geschichtliche Überlegungen)

Als im Jahr 1501 Basel und Schaffhausen dem Bund der Eidgenossen beigetreten sind, hat dieser eine substantielle Erweiterung und Festigung erfahren. Es ist kein Zufall, dass es knappe 150 Jahre später mit J. R. Wettstein ein Basler war, der die Eidgenossenschaft endgültig als ein selbständiges Staatswesen in der europäischen Rechtsordnung zu etablieren half. Ohne die aktiv vermittelnde Mitgliedschaft einer alten Bischofs- und Universitätsstadt hätte sich die werdende Schweiz in der frühneuzeitlichen Staatenwelt kaum die dazu notwendige Stellung verschaffen können.

Der Beitritt Basels und Schaffhausens war gleichzeitig eine erste Bewährungsprobe für die neue Grundordnung des Bundes. Im Dezember 1481 hatten die acht Orte das Bündnis mit Fribourg und Solothurn beschworen, das "Stanser Verkommnis". Dieser Vertrag hatte eine politische Einheit mit grundsätzlich gleichen, im Detail aber sorgfältig abgestuften und differenzierten Rechten und Pflichten geschaffen, die es den wirtschaftlich und kulturell schwächeren Landorten möglich machte, das Übergewicht der Städte in der Gemeinschaft zu integrieren, ohne dadurch zu "Randregionen" marginalisiert zu werden. Diese Ordnung setzte untergründig ein kaum bewusst gemachtes und nirgendwo systematisch durchdachtes Grundvertrauen voraus: Das Vertrauen nämlich, dass eine Gemeinschaft stark sein und ihre Schutzaufgaben erfüllen kann, ohne dass sie zu diesem Zweck zentralistisch und hierarchisch geformt sein muss, sondern dass im Gegenteil eine Vielfalt und ein inneres Kräftegleichgewicht von unterschiedlichen Instanzen das Gemeinwesen zu stärken und zu bereichern vermag. Oder anders, anschaulicher gesagt: Es war die Annahme, dass die Städte dem Bund zu einer Weite des Handels und des Geistes verhelfen, wie es ein Landort niemals für sich gewinnen kann, dass aber umgekehrt auch die Städte von der partnerschaftlichen Bindung an eine freie Bauernschaft einen Gewinn haben, so dass eine Vorherrschaft der Städte aus inneren Gründen nicht gerechtfertigt ist.

Das "Stanser Verkommnis" war vermittelt worden durch eine der merkwürdigsten Gestalten der Schweizer-, ja der europäischen Geschichte überhaupt: Niklaus von Flüe. Dieser Innerschweizer Bauer, Analphabet, hatte jahrelang als Vater einer vielköpfigen Familie, als Bauer und als Ratsherr allseits geachtet seine Pflichten erfüllt, bevor er, von einer lebenslangen, hochgespannten religiösen Unruhe getrieben, im Alter von 50 Jahren das Einverständnis seiner Frau Dorothea errang und die Heimat verliess, um, wie er dachte, auf den Pilgerwegen Europas als ein heimatloser Fremdling seine letzten Jahre zu verbringen auf der Suche nach der endlichen Gemeinschaft mit Gott. Sein Weg führte ihn aber, ihm selber unbegreiflich, von Liestal zurück in die Heimat, wo er schliesslich, einige hundert Meter von seinem Wohnhaus entfernt, sich als Einsiedler niederliess. Bald kam das Gerücht auf, dass er ein lebender Heiliger sei, weil er gänzlich ohne leibliche Nahrung lebe. Die staatlichen und die kirchlichen Behörden forschten nach, bewachten wochenlang

die Wege zu ihm, und kamen zum Schluss, dass dieses Gerücht der Realität entspreche. Niklaus von Flüe gab nur sehr zurückhaltend Antwort auf diesbezügliche Fragen: "Gott weiss". Gerade diese Zurückhaltung, wie überhaupt seine Redlichkeit machen es aber wahrscheinlich, dass er sich tatsächlich die letzten zwanzig Jahre seines Lebens nur vom Brot der Eucharistie ernährt hat.

Dieses "Fastenwunder" machte den Einsiedler weit über die Grenzen seiner Heimat bekannt. Die Besucher kamen von weither mit Fragen und Bitten. Auch die politischen Verantwortungsträger suchten seinen Rat. Seiner geduldigen, wirklichkeitsnahen und beharrlichen Vermittlertätigkeit, von seiner grossen moralischen Autorität getragen, war es zu verdanken, dass die Verhandlungen um den Beitritt Solothurns und Fribourgs nicht in einen Bürgerkrieg mündeten, sondern im "Stanser Verkommnis" zu einer zukunftsmächtigen Lösung fanden. Das abschliessende Sitzungsprotokoll der Stanser Tagsatzung vermerkt in seinem ersten Satz, mit diesem Friedensschluss könnten die Delegierten nun "heimbringen die Treu, Müh und Arbeit, die der fromme Bruder Klaus in diesen Dingen getan".

Diese neue Ordnung aber erwies beim Eintritt Basels und Schaffhausens erstmals ihre Tragkraft: Sie war flexibel und fest genug, um neue Orte integrieren und durch ein situativ angepasstes Wachstum auf zukünftige Entwicklungen hin offen zu bleiben.

Einheit in der Vielfalt (Überlegungen zu den geistigen Hintergründen)

Im Licht dieser historischen Verbindungen werden die Gründe für die neu vereinbarte politische Ordnung der Eidgenossenschaft einsichtig. Niklaus von Flüe wollte "das Leiden Gottes im Herzen tragen": Er pflegte die tägliche Meditation der Passion Christi, indem er im Rhythmus der Stunden die Stationen des Kreuzweges Jesu innerlich nachvollzog. Und er verbrachte unzählige Stunden damit, sich in das Geheimnis der Dreieinigkeit zu versenken. Eine einfache Strichzeichnung half ihm dabei: Zwei Kreise, Zeichen der vollkommenen Einheit, wurden verbunden durch zwei Mal drei Strahlen, die von innen nach aussen und von aussen nach innen führen: In der göttlichen Einheit gibt es eine Vielfalt, das Vollkommene ruht nicht unbewegt in sich, sondern wird von einer inneren Dynamik bewegt. Gott, so hatte es Niklaus mit der ganzen Christenheit durch die Taufe mitbekommen, ist Einer, und ist doch der Vater und der Sohn und der Heilige Geist. Gott ist kein "Individuum", kein einsamer, unteilbarer Einzelner; er ist Liebe und teilt von Ewigkeit zu Ewigkeit sich selber einem anderen mit. Auch das göttliche Ziel mit der Schöpfung ist keine hierarchische Herrschaft, sondern die Gemeinschaft einer Vielzahl von mündig gewordenen, von Dankbarkeit und vom Willen zur Hingabe erfüllten Personen. Der eine Gottesname nennt drei Personen, und ein gegenseitiges Geben und Nehmen, ein Hin und Her in den Werken der Schöpfung, der Erlösung und der Heiligung bestimmt das Dasein: Das bunte, geschöpfliche Leben, das aus der Schöpferhand des Vaters fließt, aber auch das Seufzen der bedrängten Kreatur, das wie ein wortloser Bitruf zum Vater zurückkehrt; die Erscheinung Christi und sein helfendes, tröstendes Wirken unter den Menschen, das noch immer nachklingt und in manchem Herzen Frieden stiftet, aber auch die Dienstbereitschaft, die als Dank dafür ihr stilles Werk unter den Menschen tut; und schlussendlich das Kommen des Geistes, der die Grenzen der Nationalitäten und Volksschichten überwindet und ein neues, zeitübergreifendes Verstehen schenkt - versunken in dieses Geheimnis der Liebe hatte Niklaus Stunden um Stunden verbracht. Aus dem, was er dabei erkannte, geahnte, ersehnte und gehorsam erlitten hatte, war sein Raten, Mahnen und Bitten geflossen, dem sich auch das "Stanser Verkommnis" verdankt. In diesem für das schweizerische Gemeinwesen grundlegenden Dokument äussern sich also nicht nur politische Weisheit und Taktik, sondern untergründig verborgen spricht aus ihm auch das Hoffen und Sehnen des Glaubens, der kindliche Wunsch, dass nicht nur

Macht und Geld, sondern am Ende Recht und Wahrhaftigkeit sich behaupten über dem Menschenleben. Und zutiefst verborgen spricht aus dem Dokument das geopfert Lebensglück einer Frau: Dorothea, die ihren Mann ziehen liess auf einen Weg, dessen Sinn und Ziel beiden völlig verborgen war.

Die eidgenössischen Stände haben sich (zumindest einen Moment lang) dem Wort des Einsiedlers gebeugt und haben für ihre politische Vereinbarung diesen tiefsten Grund akzeptiert. Damit erscheint der Glaube an die Einheit in der Vielfalt, die mit dem Taufnamen ausgesagt ist, als *eine* der Quellen, aus der sich der Wille zur politischen Vielfalt in dem einen, schweizerischen Staatswesen nährt. Einen Augenblick lang wird dadurch wie sichtbar, dass auch die Politik und der wirtschaftliche und militärische Interessenausgleich nicht nur den Gesetzen von gegenseitigem Gewinn und Vorteil folgt, dass nicht nur die berechnende Einsicht in den grösstmöglichen Nutzen, sondern dass auch der Wille zum Guten um des Guten willen, dass tatsächlich auch die Liebe das menschliche Bemühen bewegt.

Für den vermittelten Frieden haben die eidgenössischen Stände Bruder Klaus in vielfältiger Weise ihren Dank bezeugt. Bern sandte (fast ein Jahr nach dem Geschehen) ein grösseres Geldgeschenk. Dafür bedankte sich Bruder Klaus wiederum mit einem Brief, den er diktierte. In diesem Brief geschieht es das einzige Mal, dass Niklaus von Flüe sich ausführlicher und grundsätzlich äussert über seine Einsichten und Überzeugungen. Mit knappen Worten umreisst er, was seiner Überzeugung nach einem Gemeinwesen Halt gibt und was andererseits einer Gemeinschaft die Ehre nimmt und sie zersetzt. Man kann sagen, dass in diesem Brief die tiefsten Grundlagen für das eidgenössische Gemeinwesen ins Wort gefasst sind und ihr inneres Recht dargelegt wird. Dieser Brief bildet das Herzstück in dem ökumenischen Angebot "Von Liebe wegen". Der einleitenden, zentralen Formulierung in ihm ist der Titel des Angebotes entnommen.

Eine These, die zur Diskussion einlädt

Mit guten Gründen lässt sich also die These vertreten, dass die schweizerische Eidgenossenschaft keine Willensnation im Sinn eines reinen Vertragsrechts ist, sondern sich auch Vorgaben verdankt, die im Wirken und Leiden Christi anschaulich werden, und die im Rat des Einsiedlers vom Ranft eine konkrete geschichtliche Gestalt gefunden haben. So gesehen wäre dann nicht der Bundesbrief von 1291 (dem in der damaligen Zeit eine Vielzahl ähnlicher, geschichtlich folgenloser Dokumente zur Seite stehen) das eigentliche Grunddokument der schweizerischen Staatsordnung, aber auch nicht die liberale Verfassung von 1848, sondern das "Stanser Verkommnis", das eine Ordnung vorzeichnet, in der die Einheit nicht gewaltsam erzwungen, sondern auf vielfältige Weise je wieder neu gewonnen werden soll. Der Geist und das Ziel dieser Ordnung aber ist in vielschichtiger Weise ins Wort gefasst in dem Brief, den Bruder Klaus an den Rat von Bern schreibt.

Das würde auch erklären, warum die Jubiläen von 1991 und 1998 nicht zum Klingen gekommen sind und keine engagierte Auseinandersetzung über die Wurzeln und den Zweck unseres Gemeinwesens in Gang gebracht haben: der eigentliche Kern der gegenwärtig relevanten Fragen wurde nicht getroffen; es ist nicht gelungen, diejenigen Inhalte ins Bewusstsein zu rufen, die für unsere Zeit existentiell bedeutsam (und darum notwendig leidenschaftlich umstritten) sind. Insbesondere wurde die wohl schwierigste, gefährlichste, aber für die weitere Entwicklung unseres Gemeinwesens zentralste Frage verdrängt: diejenige nach der Christlichkeit unserer Kultur, also nach unserer Teilhabe an dem, was die europäische Völkerwelt erregt, schmerzlich aufgerissen, aber auch zu ihren höchsten Leistungen inspiriert hat: der Name eines dreieinigen Gottes, der - "den Juden zuerst, und dann den Griechen" (Römer 1,16) - das Abendland geprägt hat durch die eigentümliche Verbindung von Bibelwort und klassisch antikem Denken. Durch diesen Namen

wurde der alte, mit dem Volkstum vorgegebene Glaube der keltischen und germanischen Stämme verdrängt durch einen Glauben, der seinem Wesen nach keine naturhaft gegebene, sondern nur eine persönlich freie Gemeinschaft stiften konnte und wollte.

Dadurch wohnt einer christlichen Kultur in ihrem Innersten eine Quelle der Unruhe und Instabilität, aber auch ein vorwärtsdrängender Gestaltungswille inne. Viele der gegenwärtigen sozialen Probleme lassen sich im Horizont solcher Überlegungen anders als gewohnt verstehen. Die moralische und geistige Schwäche muss dann nicht unbedingt nur als Zerfall und Dekadenz gedeutet werden, sondern kann im Gegenteil auch als Folge dessen verstanden werden, dass die Herrschaft des Gekreuzigten keine geistige Gewaltanwendung zulässt. Andernseits fordert das Beispiel Christi eine unkündbare Solidarität mit den Armen und Schwachen. Diese Solidarität wird heute durch die staatlichen Sozialwerken von allen eingefordert. Eine solche gesetzlich gesicherte Solidarität kann aber auf die Dauer kaum Bestand haben, wenn das innerlich, moralisch Verbindende vollständig zerfällt (und sie kann, wie die Erfahrungen im Osten Europas zeigen, in der Not wieder umschlagen in ihr unbarmherziges Gegenteil). Geistiges und Materielles, innerliche Freiheit des Gewissens und soziale Zwänge greifen wieder ineinander, so dass sich keine prinzipiellen Lösungen etablieren lassen und jede Generation wieder vor neuen Gestaltungsaufgaben steht.

Das ökumenische Angebot "Von Liebe wegen" macht diese Fragen zu einem zentralen Thema, ohne damit ein vorgefasstes politisches Ziel zu verfolgen. Die praktischen Lösungen für die Gegenwart können (gerade im Sinn von Niklaus von Flüe) nur das Ergebnis sorgfältiger Beratungen sein, in denen man "einander gehorsam" ist, also aufeinander hört und bereit wird, zu Gunsten anderer auf eigene Vorteile zu verzichten. Das dürfte das tiefere Recht für die schweizerische Konkordanzdemokratie sein. Deshalb will das Angebot "Von Liebe wegen" keinem parteipolitischen und keinem besonderen konfessionalistischen Anliegen dienen. Vorausgesetzt wird nur das, was der gut etablierte theologische und politische Konsens der liberalen Grundordnung ist, dass nämlich der Glaube und das Gewissen jeder einzelnen Person frei zu geben sind, und dass aller kollektivistische Zwang der Wahrheit des Evangeliums widerspricht. Wie darüber hinaus das christliche Erbe in der modernen Gesellschaft angemessen aufgenommen, und durch welche Rechtsordnung es geschützt und gestärkt, oder eingegrenzt und zurückgebunden werden soll, ist eine offene Frage, auf die keine voreilige Antwort bereitstehen soll. Es ist offenkundig, dass an diesem Punkt grosse Schwierigkeiten und Gefahren drohen. Es ist aber ebenso offenkundig, dass Schwierigkeiten nicht bewältigt werden, indem man sie verdrängt. Drohende Missverständnisse und Missbräuche werden nicht vermieden, indem man keine Stellung bezieht, sondern indem man die Dinge beim Namen zu nennen und recht zu ordnen versucht. Ein verheissungsvoller Weg in die Zukunft ist nicht möglich, solange kein offenes, klares Verhältnis zu den geschichtlichen Vorgaben formuliert ist.

Das Evangelium vom Gekreuzigten ist in den europäischen Ländern nach wie vor eine Kulturmacht, der kaum etwas Vergleichbares zur Seite steht. Es ist deshalb ein grosser sozialer Schaden, wenn einerseits Kulturschaffende, Journalisten und Politiker kaum mehr eine sachliche Kenntnis vom Evangelium haben, und wenn andererseits die kirchlichen Verantwortungsträger ihre Botschaft beschränken auf den Bereich einer privaten Frömmigkeit, in der jeder seinen Glauben haben darf, weil er nicht mehr mit öffentlichen Ansprüchen verbunden ist.

Das Angebot "Von Liebe wegen" möchte bewusst herausfordern, an diesem Punkt auch provozieren, dass das schieflich-friedliche Nebeneinander von Glauben und Zivilgesellschaft aufgebrochen wird, und die verschiedenen Bereiche des sozialen und kulturellen Lebens in eine gehaltvolle Auseinandersetzung treten.

2. Mittel und Form

Soziale Einbindung und nachhaltige Wirkung (Grundsätzliche Überlegungen zur Form)

Diesem Zweck dienen bewährte Formen der kulturellen Selbstdarstellung, die in einer wohl überlegten Weise aus den vertrauten Zusammenhängen gelöst und für ungewohnte Formen der Kommunikation fruchtbar gemacht werden sollen. Die Ausstellung ist keine rein dokumentierende, aber auch keine rein künstlerische, sondern sie möchte Geschichtliches und Bilder und Texte aus der gegenwärtigen Lebenswelt so aufeinander beziehen, dass das Dargestellte persönlich betrifft und zur Frage nach den eigenen Bindungen führt. Sie ist zunächst einmal für einen Kirchenraum konzipiert, soll aber auch in anderen Räumen aufgebaut werden können.

Auch der szenische Gottesdienst Kirchenspiel ist eine Grenzform: es arbeitet mit den Mitteln des Schauspiels, ist aber gleichzeitig deutlich als Gottesdienst deklariert und nutzt die damit gegebene Chance, dass die Zuschauer kein blosses Publikum sind, sondern eine Gemeinde, die "mitspielt", oder besser gesagt, die das liturgische Geschehen aktiv mitgestaltet durch ihr Lob, ihr Gebet und ihr Bekenntnis.

Diese Formen der Darstellung versprechen nicht zuerst einmal Erlebnisse, Lust und Genuss, sondern bekennen sich auch formal zur Notwendigkeit, dass das Wertvolle und Tragende nur mit einem eigenen Einsatz angeeignet werden kann, dass also die Bereitschaft gefragt ist, innerlich mitzugehen und möglicherweise umzudenken. Deshalb ist es eine grundlegende Voraussetzung, die das Unternehmen zur Selbstbeschränkung und Bescheidenheit zwingt, dass das Angebot nur dort gemacht werden kann, wo Menschen bereit sind, und es als einen Gewinn für ihren eigenen Lebenskreis erachten, etwas dafür einzusetzen. Es soll kein professionelles kulturelles Angebot für ein möglicherweise nur supponiertes Publikum aufgebaut werden. Eher als eine momentane grosse Aufmerksamkeit wird eine nachhaltige Wirkung angestrebt. Nicht eine breite mediale Präsenz, sondern eine möglichst tiefe und reale soziale Verwurzelung ist das oberste Ziel.

Das heisst konkret: Die Ausstellung soll nur dort aufgebaut werden, wo Pfarreien und Gemeinden gewillt sind, sie persönlich aufzunehmen, nach ihren eigenen Vorstellungen und Anliegen ein Stück weit umzugestalten, und sie dann auch zu betreuen, so dass die Besucher nicht nur "interessanten Meinungen" begegnen, sondern auch Menschen, die von ihrer Familie, ihrem Beruf und ihrer Gemeinde gebunden sind und die dazu herausfordern, dass die Inhalte der Ausstellung nicht nur als ein "wichtiges Bildungsgut" wahrgenommen werden, sondern existentielle und soziale Konsequenzen haben.

Kirchen, Pfarreien und Gemeinden mit ihrem vergleichsweise breiten und vielschichtigen Kommunikationsnetz sind darum die primären Ansprechpartner. Mehr als sechzig Gemeinden in der Schweiz haben bisher ihr Interesse kundgetan, in dieses Angebot einbezogen zu werden. Erwartet wird dabei, dass die kirchlichen Partner die Gelegenheit nutzen, auch kulturell und politisch engagierte Menschen, die keinen expliziten Bezug zu kirchlichen Kreisen haben, zu einer eigenständigen Beschäftigung mit der aufgegriffenen Thematik einzuladen (was sich nach den bisherigen Kontakten selbstverständlich erwarten lässt). Es soll aber von Anfang an auch formal nicht kaschiert werden, dass alles, was kulturell ausstrahlen soll, immer auch bekenntnishafte Inhalte voraussetzt, und dass es bei dem hier gemachten Angebot nicht nur um Gedanken, Gefühle und moralische Appelle geht, sondern um eine Substanz, die nach einer persönlichen Stellungnahme ruft und zu Formen einer menschlich gebrochenen Gemeinschaft hinführt.

Dazu gehört auch, dass die sozialen Möglichkeiten einer kirchlichen Bindung genutzt werden: das Kirchenspiel wird mit professionellen Schauspielern der freien Szene inszeniert. Es wird eine hohe formale Qualität angestrebt. Wo es aber möglich und erwünscht ist, wird die Regisseurin mit Gemeindegliedern am Ort den Sprechchor einüben,

so dass es zu einem Miteinander von professionellen Kunstschaffenden und Laien kommt (wie dies bei kirchlichen Chören gute Tradition ist). Die Ausstellung wird von einer Künstlerin, einem Fotografen, einem Grafikbüro und einer Ausstellungsmacherin unter der Leitung eines Theologen gestaltet. Doch reden Menschen mit unterschiedlicher Herkunft und sozialer Stellung aus allen Altersschichten von Anfang an mit: in der Münstergemeinde Basel, wo die Ausstellung ein erstes Mal stehen wird, wird sie auch inhaltlich gefüllt. An Abenden der Jugendgruppe, in einem Gesprächskreis älterer Menschen und an offenen Gemeindeabenden werden Anliegen und Fragen gesammelt, so dass recht grosse Gewähr dafür besteht, dass diejenigen Inhalte und Probleme aufgegriffen werden, die nicht nur Produkte akademischer Theorien oder medial suggerierter Aktualitäten sind, sondern gegenwärtige Lebensfragen. Indem das Angebot zuerst einmal in einer Gemeinde mit ihren vielen, zum Teil stark divergierenden Meinungen und Erfahrungen beheimatet wird, wird das eine, grosse, geistige Anliegen in vielen, kleinen und grösseren, Lebensgeschichten gebrochen und verifiziert. Im Spätherbst 2000 werden die interessierten Amtsträgerinnen und Amtsträger der Kirchen (Priester, Pfarrer und Pfarrerinnen, Prediger, Katechetinnen und Katecheten) zu einem Treffen ins Flüeli eingeladen, bei dem sie ihrerseits zum Entwurf Stellung nehmen und ihn in wesentlichen Details noch korrigieren können, so dass auch die Erfahrungen unterschiedlicher kultureller und kirchlicher Situationen einfließen können.

Dadurch sollte es möglich werden, das Angebot in der zeitgenössischen Lebenswelt zu verwurzeln und ihm gleichzeitig ein deutliches Profil und eine herausfordernde Zielrichtung zu geben, so dass es als ein Anspruch und ein Zuspruch erscheint, die nach einer Antwort rufen. "Von Liebe wegen" möchte also nicht ein "Event" mehr, sondern möchte derart grundgelegt sein, dass es - im kleineren oder im grösseren Rahmen, je nach der Gunst der Stunde - eine nachhaltige kulturelle Wirkung erzielt.

Zusammenfassung

Das grundlegende Anliegen ist, dankbar daran zu erinnern, dass es nicht nur viel Gutes gibt, dass man machen kann und machen sollte, sondern dass lange vorher schon viel Gutes gegeben ist, das nicht machbar ist, sondern das nur eben erkannt und angenommen werden will. In der Schöpfung so wohl wie in der - noch immer christlichen - Kultur unseres Landes begegnet uns nicht nur der Ruf nach vorn, zu immer neuen Anpassungen und Innovationen, sondern auch eine Fülle von Gütern, die uns zum respektvollen Gestalten und Bewahren dargeboten sind.

In dieser Weise an das zu erinnern, was uns durch die Liebe anderer Liebenswertes gegeben ist, möchte ein Zeichen setzen gegen die Gleichgültigkeit und die Zynik, die sich nicht weit unter der Oberfläche der heutigen Wohlstandsgesellschaft regen.